

Nr. 104 Bromberg, den 7. Mai 1933.

Die Frau, die man übersah

Roman von Harald Baumgarten.

(11. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Robertson war vor einer Stunde in Paris angekommen und sofort nach Faubourg St. Germain gefahren, da er Reginald bei seiner Braut vermutete. Die Großmutter empfing ihn mit eisiger Kühle. Ohne sich dadurch beirren zu lassen, sprang er mit der nüchternen Sachlichkeit des amerikanischen Geschäftsmannes mitten in seine Aufgabe hinein.

„Mister Solm, Sie haben das Testament also erhalten?"

Die Großmutter übernahm die Antwort. „Ja — wir nehmen wohl mit Recht an, daß Missis Clifford — Gott habe sie selig — in den letzten Wochen nicht mehr ganz ihres so vorzüglichen Verstandes Herr war. Denn wo in aller Welt hat man von so einem verrückten Testament gehört!"

„Sie irren, Madame, Missis Clifford war bei bester geistiger Gesundheit bis zu der Stunde, da sie starb. Sie hat sich dies übrigens auch von Professor Seitz und einer andern Kapazität ausdrücklich bestätigen lassen. Sie war vorsichtig, Madame — Sie werden damit kein Glück haben, wenn Sie etwa aus diesem Grunde versuchen wollen, das Testament anzufechten."

„Ich bin nicht die Erbin, oder die Enterbte, Mister Robertson, sondern Herr Solm."

„Ich würde Sie gern einmal allein sprechen, Mister Solm" — Robertson wandte sich zu Reginald. „Möchten Sie mit mir einen kleinen Spaziergang machen?" „Es regnet!" — sagte die Großmutter.

„Um so besser, so wird sich Mister Solm ein wenig abkühlen" — erwiderte Robertson.

„Es ist unnötig, daß wir uns aussprechen, Mister Robertson. Meine Tante hat in einer Weise über meine Person verfügt, die sich kein Ehrenmann gefallen läßt. Ich bin fest entschlossen, die Erbschaft nicht anzutreten."

„Es handelt sich hier nicht um Ihr persönliches Wohl oder Wehe, Herr Solm. Die Firma Clifford ist in schweren Jahren in harter Arbeit geschaffen worden. Es ist Ihre Pflicht, dieses Werk nicht zu zerstören. Ihre Ehre erfordert es, über die Bestimmungen von Missis Clifford nachzudenken, denn sie war ein edler und guter Mensch und nicht in falschem Stolz sich von vornherein zu widersetzen. Man wirft zwanzig Millionen nicht wie einen abgebrauchten Handschuh auf die Straße."

Eine fliegende Röte überzog die Wangen der Großmutter. Sie erhob sich halb aus ihrem Stuhl. „Was sagen sie — zwanzig Millionen? Zwanzig Millionen?" Von der Geldgier, die in diesem Moment ihr ganzes Wesen erfüllte, abgestoßen, erhob sich Reginald. „Ich komme mit Ihnen, Mister Robertson."

Er küßte Lilo mit betonter Zärtlichkeit auf den Mund. Ich liebe dich, Lilo, und nichts könnte mich bestimmen, dich zu verlassen." Vor der Großmutter machte er eine kurze abschiednehmende Verbeugung und ging mit Robertson die Treppe hinunter.

Charles Rison, der die ganze Zeit im Testament geblättert hatte, wandte sich an Lilo. „Wir möchten allein sein, liebes Kind — die Großmutter und ich!"

Leise, sich in den Hüften wiegend ging Lilo durchs Zimmer. An der Tür nickte sie spöttisch mit dem Kopf. „Nun — dann bin ich beruhigt. Wenn Sie die Sache in die Hand nehmen, wird sich schon noch ein Hintertürchen finden. Ich fahre ein wenig in die Stadt."

Die Dämmerung brach mit Macht herein. Charles trommelte monoton auf die Fensterscheiben, während die Großmutter immer noch gänzlich verwirrt das Feuer im Kamin entzündete und sich dann wieder mit einem hoffnungslosen Seufzer in ihren Stuhl niederließ. Die Enttäuschung, so nahe am Ziel um alle ihre Hoffnungen betrogen worden zu sein, packte sie und ließ sie in ein lamentierendes Schluchzen ausbrechen, das Charles Rison unbewegt über sich ergehen ließ. Dann, als sie sich beruhigt hatte, schien er mit seinen Überlegungen fertig zu sein. Er setzte sich ihr gegenüber und legte das Testament von Missis Clifford auf den kleinen Tisch, der zwischen ihnen stand. Seine lange Nase stach in die Luft, wie er den Kopf an die Rückenlehne des Stuhls legte. „Es kommt meines Erachtens nur darauf an, Reginald richtig zu beeinflussen, Ninon. Mit der Person in Berlin werden wir ein leichtes Spiel haben."

„Willst du damit andeuten, Charles, daß du noch irgendwelche Hoffnungen hast, die Erbschaft zu retten?"

„Wenn du ein wenig Licht gemacht haben wirst, werde ich dir eine Stelle des Testaments vorlesen, die mir die Gewißheit gibt."

Die Großmutter entzündete eine der beiden hohen Petroleumstehlampen auf dem Kamin, die sie immer noch, wenn sie allein waren, brannte, und die nur die nächste Umgebung des Kamins in ein warmes, dunkelgelbes Licht hüllte.

„Hier steht: Abschnitt 29. Nach einjähriger Ehe mit Jolanthe Falk soll mein Neffe Reginald Solm die Verfügung über mein gesamtes Vermögen erhalten."

Triumphierend schlug er auf den Tisch. „Ich denke, das ist das Loch, durch das wir schlüpfen werden." Er lachte hämisch, als er ihre vollkommene Verständnislosigkeit gewahrte. „Die Sache ist doch so einfach wie nur möglich! Diese Jolanthe Falk ist eine gerissene Person, die die alte Clifford eingewickelt hat, genau so wie — — na, jedenfalls ein Mädchen, mit dem sich reden lassen wird. Die Heirat wird geschlossen. Reginald tritt — wie im Testament bestimmt — unter Leitung von Robertson in das Geschäft ein. Der Falk wird eine Apanage zugebilligt, von der sie irgendwo leben kann. Nach einem Jahr, wenn Reginald das Vermögen zur freien Verfügung bekommen hat, läßt man sich scheiden. Man kann ja eine Summe ausmachen, die das Mädchen bei der Scheidung erhält. Nun — und dann ist das Feld frei! Will diese Person nicht darauf eingehen, so droht man ihr, daß Reginald überhaupt verzichten wolle, worauf auch ihre Ansprüche ins Wasser fallen. In dem Testament ist ausdrücklich bestimmt, daß, falls die Ehe nicht innerhalb von vier Wochen geschlossen wird, das gesamte Vermögen wohltätigen Zwecken zufällt."

„Und was wird aus uns während dieses Jahres? Du weißt doch, daß wir uns nur noch durch die Kredite, die man uns infolge Lilos Verlobung gegeben hat, über Wasser gehalten haben.“

Charles meckerte vergnügt. „Wir fahren mit nach Amerika! Glaubst du, wir werden den Jungen aus den Fingern lassen? An alles hat die alte Clifford gedacht. Aber nirgend steht geschrieben, daß die Ehegatten auch zusammenleben müssen.“ Wie ein Aal wand er sich mit seinen kurzen, schleichenden Schritten durch die vielen Möbel des Zimmers. „Ein Jahr noch, Ninon, und Lilo wird die Frau mit den zwanzig Millionen!“

Die grand mere schien seinen Optimismus nicht zu teilen. „Ich bin zu oft enttäuscht worden im Leben, Charles! Wenn uns nur diese Falk keine Schwierigkeiten macht!“

„Die überlaß' nur mir, ma chère, mit solchen Frauenzimmern versteht Charles Rison umzugehen. Ich fahre selbst nach Berlin, und werde die Angelegenheit regeln. Das Famose bei der Geschichte ist ja, daß diese Falk uns eben so nötig braucht, wie wir sie. Jedenfalls — wenn ich mir es richtig überlege — ganz normal scheint die alte Clifford tatsächlich nicht mehr gewesen zu sein. Das behaupte ich, und wenn mir zehn Professoren das Gegenteil bestätigen.“

*

Nun war das Leben der Jolanthe Falk, das auf einem ruhigen Bächlein dahinzutreiben bestimmt schien, auf einmal von brausenden Strudeln erfaßt. Von allen Seiten drang es auf sie ein. Existenzen, von denen sie keine Ahnung hatte, drängten sich an sie heran, mit Bitten, Projekten, oder einfach, um irgend etwas zu verkaufen.

Einem Reporter war es zu Ohren gekommen, daß eine mittellose Waise in Berlin die Erbin der Cliffordschen Millionen geworden war, und nun prangte diese Sensation in fetten Lettern in allen Zeitungen.

Dies alles wäre merkwürdig, aber durchaus verständlich gewesen. Aber das, was Jolli nicht verstehen konnte, das war die Veränderung, die in ihrer nächsten Umgebung vor sich gegangen war. Sie war nicht mehr die hilflose, unbedeutende Schwester Jolli, an der man so gern etwas auszusetzen hatte. Sie war ein Wesen, dessen Worte bedeutungsvoll wurden, deren Meinungen richtig waren und das durch sein Erscheinen ein freundliches, entgegenkommendes Lächeln in alle Gesichter zauberte. Und das — um Gotteswillen — keine schwere Arbeit mehr leisten durfte.

„Aber Jollchen — nein, das ist doch nichts mehr für dich!“ Oberschwester Martha zerfloß in süßlicher Devotion, Selbst Professor Seitz verneigte sich jetzt jedesmal tief, wenn er sie auf dem Korridor traf. Sprach sie an und plauderte mit ihr von Amerika, von Luxusreisen, von Dingen, die für sie noch eben so fremd waren wie vor acht Tagen.

Der Nimbus des Geldes umfloß sie wie ein starrender Goldmantel, dem Ehrfurcht zu erweisen selbstverständlich war. Und dabei wußte sie selbst noch nicht einmal, ob sie diesen Mantel würde tragen können.

Wo sie hinschaute, war alles so klar überzeugt, daß sie den märchenhaften Reichtum annehmen, daß sie diesen Reginald Solm heiraten würde, daß sie keinen Versuch machte, über diese Sache auch nur in zweifelnden Worten zu sprechen. Sie war ebenso allein, ebenso auf sich selbst angewiesen wie früher.

Der Notar selbst hielt es für unumstößlich, daß Reginald Solm den Willen seiner Tante erfüllen würde, da er ja sonst des Erbes verlustig ging. So mußte sie allein mit sich zur Klarheit und zur Entscheidung kommen. Notar Grussendorf teilte ihr mit, daß er sich mit Reginald Solm in Paris in Verbindung gesetzt habe, und daß der Erbe schleunigst in Berlin eintreffen werde, um alles mit ihr zu besprechen.

Wann würde er kommen... Morgen? Heute schon? —

Sie saß in ihrem kahlen Stübchen, um dessen Fenster der Märzwind pfiff. Sprang auf, ging ruhelos umher. Dann schloß sie die Tür ab und holte die alte Puppe aus der Kommode, setzte sie sich gegenüber und sah sie an. Die gläsernen Puppenaugen hatten die kleinen Sorgen, das große Leid ihrer freudlosen Jugend mit angesehen — nun sollten sie auch die glückhafte Wendung schauen. Sie allein, die alte Puppe, würde nicht anders sein wie früher. Jolanthe Falk wußte nun, daß Helen Clifford das Bild ihres Neffen nicht unabsichtlich vergessen hatte. Mit dem leisen Gefühl, etwas Verbotenes — vielleicht etwas Schicksalbedeutendes — zu tun, hatte sie es an sich genommen. Nun stand es neben ihrer Puppe und das leichtsinnige, lebensfrohe Gesicht, dessen Züge ihr schon so vertraut waren, als kenne sie den, den es darstellte, seit vielen Jahren, blickte sie an. Und es war ihr, als gelte dieses Lächeln ihr — nur ihr. Mit einer zarten, scheuen Bewegung glitten ihre Finger über das Glas. „Ich will dich glücklich machen!“ sprachen ihre Gedanken, „denn ich liebe dich!“ Kindhaft und rein war ihre Sehnsucht zu dem Mann, dem sie gehören sollte, und den sie nur aus den Erzählungen von Helen Clifford kannte. Aber sie wußte von ihm, daß er — wie sie — als eine Waise aufgewachsen war, und ihr Mitgefühl äußerte sich in dieser unschuldsvollen Hinneigung.

Ein Klopfen an der Tür erweckte sie. Hastig versteckte sie Puppe und Bild. Als sie öffnete, lag eine schamvolle Röte auf ihren Wangen.

„Liebes Kind, ein Herr ist im Wartezimmer, der dich sprechen möchte“, flötete die Oberschwester. „Er kommt aus Paris.“

Die Füße trugen sie kaum die Treppe hinunter. Jetzt war die Stunde da, da sie ihn sehen, ihn sprechen sollte. Ihr Herz pochte so heftig, als sie auf der Schwelle des Wartezimmers stand, daß sie nicht wagte, die Augen aufzuschlagen, weil sie fürchtete, man könne die Gefühle, die sie durchströmten, in ihnen lesen.

Der Besucher erhob sich aus dem Klubsessel, in den er sich — ohne seinen Mantel abzulegen — gesetzt hatte. Zerdrückte eine Zigarette im Aschenbecher. „Mein Name ist Charles Rison. Ich komme im Auftrag von Herrn Reginald Solm, um mit Ihnen zu verhandeln.“

In dieser Sekunde brauchte Jolanthe Falk ihre ganze Selbstbeherrschung, um nicht zusammenzubrechen. Fröstelnd, bis ins Innerste traurig, preßte sie die Hände zusammen. Intuitiv erkannte sie in dem Manne, der ihr gegenüberstand, einen Feind. Ein älterer Herr mit ungepflegtem Äußern und Augen, die scharf und listig zu ihr hinüberstachen. Sein Deutsch klang jämmerlich.

„Ich nehme an, daß es Ihnen lieber ist, wenn wir französisch sprechen“, erwiderte sie und nahm in einer Ecke Platz, die einen möglichst weiten Zwischenraum schuf. Charles Rison musterte sie aufmerksam, als er ihr flüssiges Französisch hörte. Es war schon ziemlich dunkel im Zimmer, und ihre Gestalt in dem weiten Rock der Schwestertracht verschwamm mit der Dämmerung. Die Haube verdeckte ihre Haare und ihre Stirn, so daß nur ein blasser Schein von ihrem Gesicht zu ihm hinüberdrang.

„Sie ist nicht hübsch, Gott sei Dank“, konstatierte er befriedigt. Und dann begann er mit der ganzen Unverschämtheit, die ihm durch seinen ständigen Umgang mit zweifelhaften Existenzen zur eigentlichen Natur geworden war. „Missis Helen Clifford hat Sie zur Universalerbin gemacht, wenn Sie ihren Neffen, Herrn Solm, innerhalb von vier Wochen heiraten. Ich schicke voraus, daß Herr Solm seit Monaten verlobt ist, und daß er nicht daran denkt, diese Verlobung zu lösen.“

Die Worte lösten keinen Widerhall in ihr. Sie hörte sie, wie man das Brausen eines Wasserfalls von ferne hört. Monoton und ohne Bedeutung für sie selbst. Sie war wieder Jolanthe Falk, die mittellose Waise, die die Pflicht hatte, hart und streng gegen sich selbst zu sein. „Gewiß, gewiß,“ murmelte sie, „natürlich — ich habe auch nie daran gedacht — es ist ja klar —“

Charles Rison horchte mißtrauisch auf. Was wollte die Kleine? War das Komödie — oder war sie wirklich so dumm? Wußte sie gar nicht, um wieviel Geld es hier ging? Ich werde sie überrumpeln, dachte er.

„Es wird Ihnen daran liegen, Mademoiselle, daß die Erbschaft Ihnen nicht verlorengeht. Sie kennen doch die Bedingungen? Auch Herr Solm denkt nicht daran, einfach zu verzichten. Wir wollen über die Seltsamkeit dieses Testaments und über die Beweggründe, die Missis Clifford dazu veranlaßt haben, keine näheren Untersuchungen anstellen. Halten wir uns an Tatsachen. Herr Solm ist bereit, Sie zu heiraten, freilich unter gewissen Bedingungen. Die Hochzeit muß — damit der Termin innegehalten wird — in London

stattfinden. Nach der Trauung fährt Herr Solm nach Newyork. Es steht Ihnen frei, Ihren Aufenthalt nach Belieben zu wählen. Nur nicht in Newyork. Nach Ablauf des vorgeschriebenen Jahres wird die Scheidung eingereicht" — er grinste ironisch — „an Gründen dürfte es nicht mangeln. Als Abfindung erhalten Sie eine Million Mark. Ich dächte, Sie könnten mit diesem Resultat zufrieden sein." Sie faßte den Sinn der Worte nicht in allem. Sie erkannte noch nicht die ganze Schamlosigkeit dieser Zumutung. Sie war zu verwirrt, um überhaupt etwas zu sagen.

Er wertete ihr Schweigen als Überlegung. „Machen Sie Schwierigkeiten, verzichtet Herr Solm auf die Erbschaft, die damit auch Ihnen verlorengeht."

Als sie immer noch schwieg, rutschte er unruhig auf seinem Sessel hin und her. Die Person verstand ihn anscheinend nicht. Warum schwieg sie nur immer? Wollte sie noch mehr herausschlagen? Wahrscheinlich!

„Missis Clifford war eine edle Frau", sagte Jolli auf einmal aus ihren Gedanken heraus, und dabei kam ihr die ganze Schmutzigkeit dieses Planes zum Bewußtsein. Und Mitleid ergriff sie. Ein tiefes, schmerzliches Mitleid mit Reginald Solm. In welche Hände war er geraten! „Er hat das beste Herz von der Welt!" — hörte sie Helen Cliffords Stimme. Nicht von ihm ging dieser Plan aus — nicht von ihm.

Charles Risons Stimme schlug wieder an ihr Ohr.

„Ich sehe, Sie wünschen Zeit zum Nachdenken. Vergessen Sie nicht, es ist der einzige Weg für Sie, von dieser Erbschaft etwas zu retten. Eine höhere Abfindungssumme kommt auf keinen Fall in Frage. Ich bin heute von acht bis neun in der Diele des Hotels Continental zu sprechen. Ich erwarte dort Ihre Entscheidung." Er machte eine leichte Verbeugung. Das beste war, jetzt zu gehen. Das Mädel würde es wohl mit irgend jemand besprechen und dann ja sagen. Sie mußte ja! Zufrieden mit sich selbst, ging er die Treppen hinunter.

Als Jolli allein im Zimmer war, löste sich der Bann. Sie fuhr sich mit der Hand über die Tracht, die sie seit Jahren trug, dies graue Tuch der Schwestern. Die Welt war in ihre Lebenskreise hereingebrochen, lockend und verführerisch. Nun hatte sie ihr Gesicht enthüllt. Häßlich und gemein. Rasch schritt sie ans Telephon und nannte die Nummer des Notars. „In einer Stunde bin ich bei Ihnen, Herr Notar. Warum? Ich will niederlegen, daß ich die Erbschaft von Missis Clifford nicht antrete." Ohne eine Antwort abzuwarten, hing sie den Hörer an. (Fortsetzung folgt.)

Naturgefälschte Edelsteine.

Von **Bertha Witt.**

Falsche Edelsteine nennen wir im allgemeinen die von der Industrie künstlich aus wertlosem Glasfluß oder Quarz hergestellten billigen Erzeugnisse, die nur äußerlich und in der Farbe den Natursteinen gleichen. Aber auch die Natur fälscht, natürlich absichtslos, denn derartige Fälschungen wirken sich erst dadurch aus, daß der Mensch sie sich zunutze macht. Eine große Anzahl unserer Edelsteine hat teils einen, teils mehrere Doppelgänger, die ihnen täuschend ähnlich sehen und oft nur mit genauer Fachkenntnis von ihnen unterschieden werden können. Vor allem ist es der Rubin, jener wie eine kleine glühende Kohle leuchtende Korund, der seiner Härte und Seltenheit nach im Range fast dem Diamanten gleich steht. In früherer Zeit machte man auch kaum einen Unterschied unter den Steinen von rotglühender Durchsichtigkeit und bezeichnete sie kurzweg alle als Rubine, und noch heute wird nicht selten wenigstens ein anderer Stein als Rubin verkauft, der seines geringeren Härtegrades wegen doch eine Edelsteinklasse für sich bildet, nämlich der Spinell. In den Farbenabstufungen vom dunkelsten Rot bis zum blassesten Rosa gleicht er völlig dem Rubin, und um doch einen Unterschied zu machen, bezeichnet man ihn wohl als Rubinspinell, Balas-Rubin oder Rubicell.

Der Spinell kommt aber auch in blauer Abart in allen Farbenschattierungen des schönsten Blau vor und wird dadurch zum Doppelgänger des Saphirs, von dem man ihn als „Saphirin" unterscheidet. Ein anderer, oft mit dem Rubin verwechselter und ebenfalls als solcher verkaufter ist der Turmalin, der in den schönsten rubinroten, außerdem aber auch in saphirblauen und smaragdgrünen Farben vorkommt und als Rubellit und brasilianischer Saphir bzw. Smaragd im Handel ist. Als brasilianische Saphire bezeichnet man aber auch noch eine andere Gattung Edelsteine, nämlich die von Natur aus saphirblau gefärbten Topase. Der Topas, ein seiner Häufigkeit wegen nicht mehr wertvoller Stein, kommt nämlich nicht nur in der bernsteingelben Farbe vor, unter der man ihn allgemein kennt, sondern irgend welche mineralischen Einflüsse haben ihn zum Teil auch anders gefärbt, wie ja überhaupt die schönen Farben der Edelsteine im Grunde nichts anderes als chemische Verunreinigungen sind. Man hat meergrüne und rubinrote Topase, auch läßt sich der Topas durch vorsichtiges Glühen rot brennen und wird dann als brasilianischer Rubin bezeichnet, während der meergrüne Topas zum brasilianischen Aquamarin wird. Schließlich gibt es noch einen rubinroten Granat, den sogenannten Almandin, der jedoch schon bei Lampenlicht durch seinen dann ins Orangefarbene spielenden Schimmer zeigt, daß er irrtümlich mit dem Rubin verwechselt wurde. Auch der Hyacinth und der Smaragd haben Gegenstücke unter den Granaten, von denen allerdings der smaragdgrüne Granat so selten ist, daß er im Edelsteinhandel kaum vorkommt.

Es gibt farblose Korunde, die nicht selten mit den Diamanten verwechselt werden; man bezeichnet sie als weiße oder Leuko-Saphire. Der schon an sich nicht sehr wertvolle Topas hat einen Doppelgänger im gelblich gefärbten Quarz, einer Abart unseres Bergkristalls, der als böhmischer Topas verkauft wird und eigentlich nur den Schleiflohn kostet. Aber nicht alle Naturfälschungen umfassen minderwertige Stoffe, es gibt auch Steine, die ungleich wertvoller sind als jene, mit denen man sie verwechselt, und zwar sind es die Korunde, die im Range mit am höchsten stehen. Außer Rubin und Saphir gibt es grüne, violette, gelbe und grünlichblaue Korunde, die man als orientalische Smaragde, Amethyste, Topase, Aquamarine bezeichnet, weil die Korunde vorwiegend im Orient, namentlich auf Ceylon gefunden werden. Sie sind ungleich schöner als jene Steine, deren Namen sie fälschlich tragen und die zum Teil, wie der Topas und der der Klasse der Quarze angehörende Amethyst, kaum sehr großen Wert besitzen. Einen eigenartigen Doppelgänger hat die Natur dem Türkis gegeben, jenem schönen, himmelblauen Stein, der, obwohl er nicht durchsichtig ist, doch zu den Edelsteinen höheren Ranges gerechnet wird. Diese Fälschung liefert die Natur in den versteinerten Zähnen vorgeschichtlicher Tiere, die oft durch irgendwelche Einflüsse im Innern der Erde ganz die schöne himmelblaue Farbe behält. Dadurch sind beide leicht zu unterscheiden. Im Handel bezeichnet man sie als Bein-Türkis und als Mineral-Türkis. So treibt die Laune der Natur selbst ein eigentümliches Spiel mit ihren Schätzen und gibt uns manches Rätselraten auf, das nur dem Kenner keine Schwierigkeiten macht.

Der letzte Verzicht.

Skizze von **Christel Broehl-Delhaes.**

Über ihnen stand mit Käuzchenschrei die schwüle Nacht. Risse gingen durch die Wände der Wolken und zeigten schwefelgelbe und blauviolette Blitze. Die Kronen der Waldbäume erschauerten vor dem heißen Atem des Windes.

Da löste die Frau ihre Hand aus der schmerzhaft umklammernden des Mannes und sagte fest:

„Wir müssen uns befreien von dieser furchtbaren Qual, die uns beide hin- und herwirft und schließlich — schlecht machen wird, weil sie zu keinem Ende führen kann. — Wir dürfen uns nicht mehr sehen, Benno!"

Sie konnte nicht in sein hoch erhobenes Antlitz blicken, aber der keuchende Atem bewies ihr, daß er litt. Schweigen stand zitternd und verzichtend auf, dann verjagte es der Mann mit knirschenden Lauten, sagte: „Ist deine Liebe nicht groß genug, alles zu lassen und nur mir zu gehören?"

„Immer wieder rennst du blindlings gegen die Wand, die nicht niederzureißen ist", klagte sie leise. „Wenn es auf mich allein ankäme! Aber ich habe eine Pflicht mit meinem Leben zu erfüllen: mein Kind braucht mich."

Die Arme des Mannes, die sich wieder gegen das Geschick wütend und doch hilflos erhoben, fielen nieder.

„Ja, Mechtild, das Kind. Du hast recht. Dein Kind soll seine Mutter nicht verlieren, nicht um meinetwillen und um

nichts sonst. Ich weiß, was es bedeutet, in frühen Jahren der Mutter beraubt zu sein; ich habe es erfahren . . ."

Sie hob ihre Hände zu seinem Gesicht und streichelte es zart.

„Dort unten steht dein Hof", flüsterte sie, „durch deiner Hände Arbeit errichtet und vergrößert. Du sollst nicht weiter fruchtlos an mir hängen, Benno, du sollst einen feinen, edeldenkenden Menschen zu deiner Frau machen, sie soll dir Kinder schenken und all das, was ich trotz meiner Liebe nicht schenken darf."

„Schweig still!" keuchte der Mann. „Wie kann ich mit der Liebe zu dir an solche Dinge denken?"

Sie legte ihr Haupt an seine Brust und sprach in sein Herz hinein, damit ihre Bitte und ihr Wunsch Widerhall fänden und sich unauslöschlich eingrüben: „Du wirst unserer Liebe einen Altar bauen, und der Gedanke an unsere selbstlose Liebe wird dir die Kraft geben, das Leben zu leben, auf das du ein Anrecht hast!"

„Mechtild, ich . . ."

„Höre erst zu Ende, Benno! Die Größe meiner Liebe duldet nicht, daß du darbst. Du ersehnst die Familie, möchtest Kinder, geliebte Kinder, die um dich herum aufwachsen und dein Erbe aus deinen Händen nehmen. Ich bin gebunden, ich kann sie dir nicht schenken. Zwischen uns kann immer nur Qual, Sehnen, Hungern sein; das schwächt. Ich will aber, daß du glücklich wirst."

Sie schieden. Der Mann ging zurück auf seinen Hof und betäubte mit wilder Arbeit den Schmerz des Verlustes. Die Frau verließ den einsamen Ort, an dem sie Erholung nach einer Krankheit gesucht, und kehrte zurück in eine glück- und lieblose Ehe, doch zu einem geliebten Kinde. Nie mehr betrat sie den Boden, über den sie in ihrem Glück geschritten, aber ihre Gedanken kreisten mit ruhigem Flügelschlag über den Hof, der das Schicksal ihres Geliebten bewahrte. Ihr Herz war ruhig geworden, und ihre Seele trug seine Sehnsucht wie eine helle, schimmernde Flamme hin zu ihrem zweiten Ich, von dem allein die Erfüllung ihres Frauentums gekommen wäre. Da starb ihr Mann. Auf einer Geschäftsreise in fernem Land tat er des Trinkens zuviel und ward vom Schlag ereilt. Sie nahm die Todesnachricht mit dumpfen Sinnen auf und vermochte nicht zu trauern, dann aber weitete sich ihr Blick zu hellem Licht: Benno.

Sie wartete noch geraume Zeit, dann trat sie noch einmal die Reise in jene Landschaft an, die sie nie mehr hatte betreten wollen. Der Anblick des Waldes machte sie zittern. Der Murmellaut des Mühlbaches ward zur Melodie in ihrem Ohr. Dann sah sie auch den Hof. Er war noch stolzer geworden. Von den Fenstern troff die Blütenpracht roter Geranien über die grauen Basaltsteinmauern. Die Scheiben trugen den Glanz schneeiger Gardinen nach draußen. Als ob eine umsichtige Frauenhand . . . Der jäh über sie herfallende Gedanke schloß ihre Kehle ab, daß der Atem rasselte.

Da öffnete sich das große Tor. Ein hochgewachsener Mann trat heraus und schickte sich an, einen Gang durch die Felder zu machen. Mechtild umfing seine Gestalt mit heißen Blicken und spürte, wie tief und verlangend sie ihn immer noch liebte. Sie wollte die Arme heben und einen Schrei ausstoßen, um wenige Augenblicke später an seine Brust zu stürzen, da — taumelten lachende Kinder wie spielende Falter hinter dem Manne her, hängten sich an seine Arme und schmeichelten ihm die Mitnahme ab. Das Wort „Vater" fiel in süßen und zärtlichen Lauten. Mechtild warf sich zu Boden, in das Buschwerk des Waldrandes gekauert, damit der sich Nähernde sie nicht entdecke. Sie spürte den Luftzug seines Vorübergehens, sah seinen Fuß das Gras des Pfades niedertreten und schaute in sein Gesicht. Sein Gesicht war ruhig und trug den Ausdruck einer dankbaren, verklärten Zufriedenheit. Er lauschte auf die Kinder und gab ihnen in seiner besinnlichen Art kluge Antwort. Nur seine Augen strahlten heimlich ihre Sehnsucht aus, die sanfte, veredelnde Sehnsucht nach dem ewig Unerreichbaren.

Er war vorüber. Mit einem letzten Blick nahm Mechtild das Bild des heimatlichen Dorfes und des Dahinschreitenden in sich auf. Niemals durfte Benno erfahren, daß sie frei geworden sei; es sollte seinen schwer erlangten Frieden nicht stören. Er hatte Kinder, und diesen Kindern gehörte der Vater, wie damals sie ihrem Kinde gehört. Es war der letzte und größte Verzicht.



Rätsel-Ecke



Immer den Kopf ändern!

Mit M ein Fluß im deutschen Land,
Mit R dem Wandersmann bekannt,
Mit N im heil'gen Land ein Ort,
Mit K verübte Brudermord,
Mit H ein Busch im stillen Tal —
Was ist das wohl? Ei, rat' einmal!

•

Scherz-Frage.

Wie lautet der Gegensatz von Frühlingserwachen?

Rätsel.

Ich bin ein wildes böses Tier;
Doch nimmst du auch die Mitte mir,
Bin dennoch ich (wie wunderbar)
Vielleicht dasselbe, was ich war.

•

Rätsel.

Wer von Euch Kindern kann nennen geschwind
Eine Mühle, die geht ohne Wasser und Wind?

Rätsel.

Du findest mich in Afrika.
Ein „i" heraus — ein Hund ist da!

•

Rätsel.

Gib mir viel Essig, bitte!
Dann streiche meine Mitte,
Und jeder beim Spazierengeh'n
Kann mich auf weitem Felde seh'n.

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 98.

Rösselsprung:

Wonach du auch magst trachten —
Du mußt vor dir besteh'n!
Und mußt du dich verachten,
So ist's um dich gescheh'n.
Otto Promber.

•

Besuchskarten-Rätsel: Damenschneiderin.

•

Viereck-Rätsel:

L	A	E	R	C	H	E
H	A	M	S	T	E	R
F	L	E	C	H	T	E
Z	E	N	T	N	E	R
V	O	R	W	A	N	D
B	U	S	S	A	R	D
B	E	G	O	N	I	E

= Laetare.

*

Verwandlungs-Aufgabe:

Stempel, Weiche, Halm, Rand, Rinde, Ewald, Gast, Leid, Porto, Elfe, Nacht, Kelle, Rachel, Haar, Heinz, Gans.
= Schneegloeckchen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.